



Romantisches

Walzel, Oskar

Bonn, 1934

Schillers "Nullpunkt"

[urn:nbn:de:hbz:466:1-99238](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-99238)

der Beschauer seines eigenen Handelns. Wie in einem Spiegel sieht der Betrachter sich selbst handeln. Er steht in der Mitte zwischen seinem Handeln und dem Beschauen dieses Handelns, ebenso der Dichter zwischen seinem Schaffen und dem Betrachten dieses Schaffens. Er stellt etwas dar und sieht sich zugleich als den Darsteller. Wie sich dort eine Höhe erkennender Haltung ergibt, die manchem Schwindel wecken kann, so ist es vielen Dichtern unerträglich, derart „auf den Flügeln der Reflexion in der Mitte zu schweben“. Der romantische Dichter darf nach Schlegel solche Angst nicht kennen; er überläßt sie dem „harmonisch Platten“. Er vermag sogar „diese Reflexion immer wieder zu potenzieren und wie in einer endlosen Reihe von Spiegeln zu vervielfachen“.

In Brentanos „Philister vor, in und nach der Geschichte“ wird dem Musterphilister (nach der Geschichte) zugemutet, er liebe die Schmierstiefel: „Wichsstiefel spiegeln, und ein Spiegel ist schon etwas Transzendentes“ (in M. Preiß' Ausgabe 3, 299). So klingt bis in letzte Verzweigungen der Romantik nach, was im Athenäumfragment 116 sich ankündigt. Noch sei bemerkt, daß schlechthin das Wort „Reflexion“, auch in der besonderen, von Fichte bedingten Färbung, die es in dem Fragment hat, dem romantischen Dichter eine Bewußtheit zumutet, die dem Sturm und Drang unkünstlerisch geschehen hätte.

Der Ausdruck „romantische Ironie“ erscheint nicht im Fragment 116. Sie ist jedoch nicht nur in den Sätzen gemeint, die hier zuletzt untersucht wurden, sie zielt in diesen Sätzen überdies ausdrücklich auf das Spiel mit der Täuschung. Was anderes geschieht in diesem Spiel, als daß dauernd ein Schwebezustand zwischen dem Dargestellten und dem Darstellenden herbeigeführt wird? Das Fragment fügt noch hinzu, daß dieser Schwebezustand frei von allem realen und idealen Interesse sein müsse. Damit eröffnet sich der Zusammenhang mit Kant und mit ältern Gedanken Schlegels, die sich auf Kant berufen durften, wenn sie vom uninteressierten Wohlgefallen am Schönen kündeten. Aber auch folgerichtig ein Zusammenhang mit Schiller, dessen ganze Lehre von ästhetischer Erziehung und von ihrer Voraussetzung, das Scheinhafte des Schönen und des Kunstwerks sich bewußt zu erhalten, in Kants uninteressiertem Wohlgefallen am Schönen ruht.

Und so sei noch ein Letztes gewagt: Was ist dies von allem realen und idealen Interesse freie „auf den Flügeln der Reflexion in der Mitte schweben“ anderes als ein Verharren auf dem Nullpunkt, der für Schiller (im 21. Brief „Über die ästhetische Erziehung“) den ästhetischen Zustand bezeichnet? Von diesem Nullpunkt eröffnet sich

für Schiller der rechte Weg zur Erkenntnis und zur Sittlichkeit. Wie das in Kant wurzelt, ist hier längst gesagt. So wird der ästhetische Zustand ein Zustand höchster Realität. „Alle andere Übungen geben dem Gemüt irgendein besondres Geschick, aber setzen ihm dafür auch eine besondere Grenze; die ästhetische allein führt zum Unbegrenzten... Hier allein fühlen wir uns wie aus der Zeit gerissen, und unsre Menschheit äußert sich mit einer Reinheit und Integrität, als hätte sie von der Einwirkung äußerer Kräfte noch keinen Abbruch erfahren.“ So nimmt der 22. Brief das. Und auch er meint ein Höchstes innerer Freiheit des Menschen, wie es der Zustand romantischer Ironie ermöglicht.

Auch Schiller fußt auf Fichte. Ist der Satz des 25. Briefs „Die Betrachtung (Reflexion) ist das erste liberale Verhältnis des Menschen zu dem Weltall, das ihn umgibt“, dieser Satz, der ebenso eng mit der Lehre von ästhetischer Scheinhaftigkeit verbunden ist wie mit Schillers Auffassung von innerer Freiheit des Menschen, nicht eher fichtisch gefühlt als kantisch? Zugegeben sei, daß der Ausdruck „intellektuelle Anschauung“ in den Briefen „Über die ästhetische Erziehung“ auch nicht einmal anklingt; Fichte hatte das ja noch nicht vorgetragen, so konnte der Ausdruck von Schiller nicht benutzt werden; doch selbst was schon in der „Wissenschaftslehre“ Fichtes 1794 die intellektuelle Anschauung ankündigt und vorbereitet, ist bei Schiller nicht verwertet. „Selbstbewußtsein“ in Fichtes und dann auch in Schlegels Sinn spielt bei Schiller noch keine Rolle. Soviel Schiller über das Denken gedacht hat, er macht den denkenden Menschen, auch den handelnden nicht so zum Gegenstand seiner Betrachtung wie die beiden. Und so gelangt er weder zum Begriff romantischer Ironie, noch zu deren letzten und entscheidenden Folgerungen.

Romantische Ironie durfte sich durch Fichtes intellektuelle Anschauung um so besser gefördert und über ihr Wesen belehrt sehen, weil in der intellektuellen Anschauung das Ich zugleich Subjekt und Objekt wird. Romantischer Ironie wird längst mit Recht nachgesagt, daß sie das Ich in ein beschauendes Subjekt und in ein beschautes Objekt spaltet. Sie wird dergestalt zu einem wirksamsten Mittel, innere Freiheit zu gewinnen, indem sie dem betrachtenden Subjekt Ich noch das betrachtete Objekt Ich unterwirft. Sie macht das Ich auch noch vom Ich frei, löst es aus den Banden des Ichs. Schon das Lyceumfragment 42 nimmt für romantische Ironie in Anspruch, daß sie sich über alles Bedingte unendlich erhebt, auch über eigene Kunst, Tugend und Genialität. Wer sich selbst ironisch nehmen kann, ist mithin der Allerfreieste. Derb ausgedrückt heißt das: Er ist gescheiter, als er ist

oder wenigstens zu sein scheint. Er gibt sich preis, um zu beweisen, daß er noch sich selbst überlegen ist. Heine hat diese letzte Folgerung der romantischen Ironie immer wieder gezogen.

In Heine wird romantische Ironie Merkmal einer Eitelkeit, die erweisen will, wie hoch sie dasteht, weil sie doch so wenig eitel ist, sich selbst in jedem Augenblick preiszugeben, indem sie sich belächelt. Nicht nur bei Heine, auch vor ihm und nach ihm ist Ähnliches zu finden. Große Kreise von Menschen, etwa die Bewohner einer umfangreichen Stadt treiben zuweilen gleiches. Nahtglatt entgleiten sie dem Zugreisenden. Wenn er sie endlich zu sehen meint, wie sie wirklich sind, weisen sie ihm nach, er habe nur eine Spiegelung ihres Ichs erblickt. Sie vervielfachen sich überdies in einer endlosen Reihe von Spiegeln.

Gundolf umschreibt (a. a. O. S. 31) romantische Ironie als die Erlaubnis, „alles was man ersinnt, bildet, setzt, fühlt, kurz den ganzen Bereich der aus dem Ich erst herausgestellten Objektivitäten eben als solche wieder zu vernichten, eben weil man sie selbst gesetzt habe, und andererseits die Erlaubnis, nach völliger Willkür Welt zu setzen, gelten zu lassen“. Sie sei Relativität aller Vorstellungen vor dem sie hervortreibenden Ichgrunde, Erschaffungs- und Vernichtungsspiel des unbedingten Geistes. „War der Geist, das Ich als Geist erst einmal recht unbedingter Herr, so brauchte er nichts Bedingtes mehr ernst zu nehmen und man kam zu der Folgerung, daß ein „recht freier und gebildeter Mensch sich selbst nach Belieben philosophisch oder philologisch, kritisch oder poetisch, historisch oder rhetorisch, antik oder modern stimmen könne, ganz willkürlich, wie man ein Instrument stimme zu jeder Zeit und in jedem Grade“.

Das Lyceumfragment 55, das von Gundolf hier wiedergegeben wird, ist mir bis zuletzt (vgl. „Goethes Allseitigkeit“ S. 15) ein gewichtiges Zeugnis für die Grenze gewesen, die von Romantik die deutsche Hochklassik trennt. Immerhin übertreibt Gundolf, wenn er behauptet, nur ein hemmungsloser Genießer des Geistes könne diese Forderung stellen. Warum sollte sie nicht zugleich als Anspruch einer hohen Kulturhaltung gelten, etwa einer Haltung, wie sie ursprünglich im Kreise Stefan Georges bestand oder mindestens erstrebt wurde? Nur so weit kann ich Gundolf zustimmen, daß in diesem Fragment dem Ich andere Ziele gesteckt werden als in dem Totalitätsgedanken Goethes und Schillers. Sie wollten ein gefestigteres, in sich geschlosseneres Menschentum erziehen. (Näheres sagt die Schrift über Goethes Allseitigkeit.) Der Unterschied liegt weniger im Verhalten zur Welt als im